

Elfriede Hammerl

„WAS WILL DAS WEIB?“

Eine Rede anlässlich 100 Jahre Frauentag

„Was will das Weib?“ Klassische Frage, wir kennen sie alle. Der Weltgeist, ratlos vor dem ewigen Rätsel Frau. Zugeschrieben wird das Zitat Sigmund Freud, historisch belegt ist es nicht, aber es passt ins Konzept. In ein Konzept, demzufolge der Wille der Frauen so unergründlich ist, dass man ihn einfach nicht befolgen kann.

Bequeme These. Was immer die Frau sagt, dass sie will, es ist egal, man wird ja sowieso nicht klug daraus, ganz abgesehen davon, dass Frauen bekanntlich selber nicht wissen, was sie wollen, weshalb, wenn sie sagen, was sie wollen, geschlossen werden kann, dass das gar nicht ihr Wille ist.

Mythos Frau. Ein Rollenangebot. Die geheimnisvolle Frau, die von sich nur so viel preisgibt, dass es reicht, um das Interesse der Männer wachzuhalten. Würde sie mehr von sich preisgeben, würde das Interesse der Männer getötet. Wer will schon ernsthaft zuhören und sich auseinandersetzen, mit einem echten Menschen, wenn eine Kunstfigur viel besser geeignet ist, Lust und Leidenschaft zu bedienen, ohne dass Gegenleistungen fällig werden?

Nein, das ist jetzt – als Pauschalurteil - ungerecht. Selbstverständlich unterhalten Frauen und Männer Beziehungen, in denen es nicht, oder zumindest nicht ausschließlich, um narzisstische Selbstbefriedigung geht.

Aber in den Künsten, in den Medien, in der öffentlichen Vorstellung, da hat die Frau, die sich psychisch bedeckt hält und sich gezielt als Projektionsfläche exhibitioniert, einen großen Auftritt.

Wir hören *Rätsel Frau* und sehen sie vor uns, die berühmten Diven und legendären Verführerinnen, im Halbdunkel gewissermaßen, denn das helle Licht würde sie am Ende als Personen zeigen, die einem ganz gewöhnlichen Alltag ausgesetzt sind, und wir assoziieren, was wir über sie gelernt haben: Macht. Skrupellosigkeit. Sünde.

Versklavende Erotik.

Männer haben Macht über die Welt, Frauen haben dafür die Macht der Erotik über die Männer, das ist einer der gängigen Deals, der Frauen offeriert wird. Aber er ist ein Schwindelgeschäft. Beides betrachtet, kein Vergleich. An die sexuelle Bereitwilligkeit von Machthabern appellieren zu müssen bedeutet Abhängigkeit, nicht Macht.

Die Rolle der rätselhaften Verführerin ist anstrengend, macht einsam und hatte ein frühes Ablaufdatum. Die Garbo, die Dietrich - in selbstgewählter jahrzehntelanger Isolationshaft,

nur um keinerlei körperlichen Verfall preisgeben zu müssen, der am Bild ihrer überwältigenden physischen Anziehungskraft hätte kratzen können. Ein Trauerspiel. Heute würden sie sich der Schönheitschirurgie ausliefern, um ihr Image aufrecht zu erhalten. Man kennt die karikaturhaften Erscheinungen, die dabei herauskommen können, verkörperte Anklagen einer erbarmungslosen Natur, die eine Dauerproduktion von hormonellen Lock- und Botenstoffen verweigert.

Von der Dietrich heisst es übrigens, dass sie ihre Liebhaber zudem mit Kochkünsten verwöhnt habe. Nicht nur verführerisch, auch noch mütterlich! Eine unüberbietbare Kombination, jedenfalls für die Konsumenten solcher Qualitäten. Mütterliche Fürsorge steht nämlich erstaunlicherweise der erotischen Dämonie nicht im Wege. So viel praktischer Alltag darf sein, Rätsel hin oder her.

Das ist ja die andere Macht, die Frauen stets zugeschrieben wird: die Macht der Mütterlichkeit. Die Macht der Mütter über die Söhne. Auch das eine abgeleitete, indirekte Pseudomacht. Einflussnahme auf dem Umweg über selbstlose Dienstbarkeit. Herzlichen Dank.

Ihr, die ihr jünger seid, sagt jetzt vielleicht, was will sie denn mit der Garbo und der Dietrich, beide dahin und vorbei. Aber täuscht euch nicht. Das sind ewige Rollen, die uns – in immer neuen Gewändern – offeriert werden. Die Mutter und die Verführerin. Ich rede jetzt nicht von erotischen Inszenierungen im Privaten, die sind ein anderes Kapitel. Aber wenn uns nuttige öffentliche Selbstpräsentation permanent als neues weibliches Selbstbewusstsein verkauft wird, dann sollten wir mißtrauisch sein. Die Vermarktung des weiblichen Körpers ist kein Beweis für Geschlechtergerechtigkeit. Die längere *Dauer* der Vermarktbarkeit kann in gewisser Weise als Fortschritt gesehen werden. Madonna signalisiert einen Anspruch auf öffentliche Präsenz als erotisch attraktive Frau über die Jugendjahre hinaus, und sie signalisiert, dass auch Frauen wie ganze Kerle agieren dürfen. Das ist zwar einerseits ermutigend, andererseits aber doch nicht mehr als Sexismus mit umgekehrten Vorzeichen sowie eine Verlängerung der Frist, in der virtuelle Frauengestalten männliche Phantasien bedienen dürfen. An der Lebensrealität der meisten Frauen ändert das ohnehin wenig.

Was will das Weib?

Wir Weiber wissen, was wir wollen, und wir halten es für ganz einfach, unsere Wünsche zu verstehen.

Wir wollen ein erfülltes Leben. Wir wollen nicht über unser Geschlecht definiert werden.

Wir wollen keinen Rollenerwartungen entsprechen. Wir wollen überhaupt keine

geschlechtsspezifischen Rollenbilder. Wir wollen gleich viel Kohle für gleichwertige Arbeit. Eine gerechte Aufteilung der bezahlten und der unbezahlten Pflichten. Wir wollen Liebe, Lust und Leidenschaft, aber nicht um den Preis der Unterordnung und der Verstellung. Frauen wollen ein erfülltes Leben, und sie wollen selbst entscheiden, womit sie ihr Leben füllen. Frauen wollen ein Leben, in dem ihr Verstand und ihre Gefühle, ihr Ehrgeiz, ihre Kreativität, ihr Bedürfnis nach Anerkennung, ihr Wunsch nach sinnvollen Aufgaben, aber auch ihre materiellen Bedürfnisse nicht zu kurz kommen.

Frauen wollen ein sinnvolles Leben, und sie wollen selbst entscheiden, welchen Sinn sie ihm geben.

Frauen wollen nicht über andere definiert werden, nicht über Väter, Liebhaber, Ehemänner – auch nicht über Liebhaberinnen und Lebenspartnerinnen -, nicht über Kinder und Enkel. Sie wollen selbst entscheiden, ob sie mit Männern, Frauen, Kindern leben wollen und wie sie mit ihnen leben wollen.

Frauen wollen diese Gesellschaft mitgestalten, sie wollen mitbestimmen, in Politik und Wirtschaft und Kunst und Kultur, und zwar mit den gleichen Entscheidungsbefugnissen und Gestaltungsmöglichkeiten wie Männer auch.

Wir wissen, was wir wollen. Das heisst aber noch nicht, das wir es auch kriegen. Schon klar, es gibt keine Glücksgarantie, für niemanden, egal ob Frau oder Mann. Doch zu wissen, was wir wollen, heisst leider auch nicht, dass wir gleiche Möglichkeiten vorfinden, unsere Ziele zu erreichen.

Das wird nicht gern gehört. Das zu sagen ist total uncool. Frauentag! Seit 100 Jahren! Geh bitte! Wie lang denn noch? Wozu denn noch? Schluss mit dem ewigen Gejammer! Das Gerede von den ungleichen Chancen hängt uns schon zum Hals heraus! Frauen wollen keine Opfer sein!

Naja. Also: Genügt es, dass einem – oder einer – das Reden über einen Mißstand zum Hals heraus hängt, damit sich der Mißstand auflöst?

Mit dem angeblichen *Gejammer* verhält es sich wie mit der sogenannten *Neiddebatte*. Berechtigte Kritik wird als Charakterschwäche, als Verstoß gegen den christlichen Tugendkanon oder als lächerliches Benehmen diskreditiert. Darauf sollten wir nicht hereinfallen. Sachliche Feststellungen sind kein Gejammer. So simpel ist das.

Frauen wollen keine Opfer sein? Eh nicht. Kein Opfer reisst sich darum, Opfer zu sein. Aber der Beschluss so zu tun, als ob es keine Opfer gäbe, verhindert leider nicht, dass es dann und wann doch welche gibt.

Natürlich sind wir nicht alle unentwegt Opfer, wenn wir unter Opfer massiv gedemütigte, geprügelte, in ihrer Existenz bedrohte Menschen verstehen.

Obwohl: Manche von uns sind das. Und dann haben sie in der Öffentlichkeit keine guten Karten. Denn die mediale Sprachregelung verweigert ihnen schon jetzt den Opferstatus und stempelt sie gern zu Mitschuldigen, bestenfalls zu Mitbetroffenen eines unerklärlichen Phänomens namens *Gewalt in der Familie*, das keinen menschlichen Gewalttäter kennt, sondern bei dem *die Gewalt* als Aggressor auftritt. Die Gewalt - eine Art Alien, der unaufhaltbar über friedliche Männer wie Frauen hereinbricht. Keiner kann etwas dafür. Die zweite Variante lautet: Beide können was dafür. *Es war ein Mord aus Liebe*, heisst das dann in den Medien. Oder: *Der Täter hat die Zurückweisung nicht verkräftet*. Diese sprachlichen Codes geben Aufschluss über das hierarchische Gefälle, das unsere Gesellschaft immer noch verinnerlicht hat: *Wenn er sie liebt, dann gehört sie ihm, und wenn sie ihm nicht - oder nicht mehr - gehören will, dann darf sie sich nicht wundern, wenn er ausrastet*.

Schon sind wir wieder bei der Frau als *Verführerin*. Sie bringt den Mann angeblich dazu, Taten zu setzen, die er unterließe, stünde er nicht im Bann ihrer Anziehung.

Tatsächlich ist unerwiderte Liebe schmerzlich, fällt aber unter die Frustrationen, die ein einigermaßen erwachsener und psychisch stabiler Mensch tolerieren können muss. Was schließen wir also, wenn einer ein Defizit an Frustrationstoleranz offenbart? Vielleicht ahnt ihr es schon: Dann steht nicht selten in der Zeitung, der Täter habe eine *schwierige Beziehung* zu seiner Mutter gehabt. Zu viel Mutter, zu wenig Mutter, strenge Mutter, alles verzeihende Mutter - egal, die Mutter ist der Schlüssel zu seiner verkorksten Psyche. Ihr seht, meine Behauptung, dass es sich bei den Figuren der Verführerin und der Mutter um permanente Rollenzweisungen handelt, hat etwas für sich.

Aber, ja: Natürlich sind wir nicht alle ständig Gewaltopfer.

Und natürlich sind wir nicht unentwegt benachteiligt in dem Sinn, dass wir im Bus hinten sitzen müssen und in jeder Warteschlange zum Schluss drankommen.

Obwohl: In manchen Ländern schon. Da müssen wir im Bus hinten sitzen, falls wir überhaupt Bus fahren dürfen...

Aber hier! Aber bei uns!

Hier und bei uns verdienen wir weniger für mindestens gleichwertige Leistungen, machen wir einen Grossteil der unbezahlten Arbeit, werden wir verantwortlich gemacht, wenn unsere Kinder nicht ausreichend lesen lernen und die alten Grosseltern nicht ordentlich betreut werden.

Wenn wir zum Beispiel Rektorin werden wollen, scheitern wir. Wenn wir nicht scheitern und doch Rektorin werden, werden wir gemobbt. Wenn wir was geworden sind und was bleiben, werden wir zum frühest möglichen Zeitpunkt zwangspensioniert.

Ja, schon richtig, niemand stellt sich heutzutage noch hin und sagt expressis verbis:

*Frauen sind dümmer als Männer. Auf Frauen kann man nicht bauen. Frauen sind unfähig.*

In Anbetracht der Tatsache, dass der deutsche Nervenarzt Paul Julius Möbius 1902 noch ungeniert den „physiologischen Schwachsinn des Weibes“ behaupten durfte, mag das ein Fortschritt sein.

Aber in Anbetracht der Besorgnis, die das Stichwort *Quote* so häufig auslöst, kann frau sich auch fragen, ob nicht die Möbius'sche Plumpheit bloß von subtiler formulierter Geringschätzung abgelöst wurde. Beliebtestes Argument gegen die Quote: Allein die Qualifikation solle zählen. Eine Frauenquote berge die Gefahr, dass minder qualifizierte Frauen in Positionen gehievt werden, denen sie nicht gewachsen seien.

Was heisst das im Klartext? Das heisst: Die Unterrepräsentation von Frauen in gehobenen Positionen wird nicht einem Frauen benachteiligenden Ausleseverfahren zugeschrieben, sondern der Annahme, dass Frauen generell halt weniger qualifiziert sind als Männer bzw. – als Frauen - nicht fähig sind, sich im gleichen Ausmaß zu qualifizieren. Und wo ist jetzt der grundlegende Unterschied zu Herrn Möbius?

Und all die angeblichen oder tatsächlichen Ergebnisse der Hirn- oder sonstigen Forschung, auf die wir ständig stoßen! Unentwegt Veröffentlichungen, die signalisieren, dass Geschlechtergleichstellung angesichts des angeblich unterschiedlichen Funktionierens von männlichem und weiblichem Gehirn, von männlicher und weiblicher Psyche, von männlichen und weiblichen Muskeln oder Verdauungssäften vielleicht doch problematisch ist.

Manche der sogenannten Studien erinnern an die pseudowissenschaftliche Vorgangsweise des Herrn Möbius, der unbewiesene Annahmen mit biologischen Messungen verknüpfte. Annahme: Das Weib ist minderwertig. Ergebnis biologischer Messungen: Ein bestimmter Hirnabschnitt ist bei weissen männlichen Probanden anders gekrümmt als bei weiblichen und schwarzen männlichen Probanden. Schlussfolgerung: Frauen und schwarze Männer sind *von Natur aus* minderwertig.

Ja, so steht es kurz gefasst bei Herrn Möbius und daran zeigt sich auch der enge Zusammenhang von Sexismus und Rassismus.

Was die trivialwissenschaftlichen Publikationen der Gegenwart betrifft, so gehen sie vergleichbar vor: Sie arbeiten mit willkürlichen Prämissen oder verknüpfen Merkmale, die in keinem beweisbaren Zusammenhang stehen.

Die seriöse Forschung tut das nicht, aber auch sie wird für tendenziöse Interpretationen missbraucht. Physiologische Teilerkenntnisse werden zur Rechtfertigung von Rollenzuweisungen und sexistischen Unterstellungen herangezogen.

Forschung muss frei sein, ihre Forschungsgegenstände zu wählen, keine Frage.

Trotzdem nimmt der Eifer gelegentlich wunder, mit dem ausgerechnet Geschlechterdifferenzen erforscht, belegt, verbreitet und interpretiert werden.

Tatsächlich nämlich, und das wird von seriösen Forscherinnen und Forschern gar nicht bestritten, sind die individuellen Unterschiede zwischen Menschen viel größer, als das, was sie aufgrund ihres Geschlechts voneinander unterscheidet.

Warum also dieses ständige Herumreiten auf den Mann-Frau-Differenzen, als müsse um jeden Preis die Unvereinbarkeit von männlichen und weiblichen Interessen bewiesen werden?

Als ich jung war, war ich überzeugt, dass zwischen dem Weltbild älterer Frauen und meinem Welten lägen. Die Generation meiner Mutter: lauter brave Hausfrauen, die nur ans Kochen, Kinderkriegen und Handarbeiten dachten. Wir hingegen: intelligent und ehrgeizig, gebildet und unabhängig.

Heute sehe ich mich oft mit jüngeren Frauen konfrontiert, die denken, dass wir seinerzeit nix im Kopf gehabt hätten als Heirat und Haushalt und Kinderkriegen. Und dass wir nur deswegen irgendwie auf der Strecke geblieben sind. Dass uns eigentlich recht geschieht, wenn wir nix geworden sind, schlecht bezahlt wurden, mit kleinen Renten auskommen müssen. Wir wollten es nicht anders.

He! Das ist Realitätsverweigerung! Wir waren die 68er-Generation! Wir haben die Emanzipation und die sexuelle Revolution ausgerufen! Also wirklich. Die spinnen doch, die Jungen.

Sie spinnen so, wie wir gesponnen haben. Sie verschliessen sich den historischen Tatsachen nicht mehr, als wir uns verschlossen haben. Auch wir haben selektiv wahrgenommen, tradierte Klischees gepflegt und weiter transportiert, unseren Selbstwert aufpoliert, indem wir unsere Mütter abgewertet haben.

Weder haben in meiner Generation alle die Emanzipation und/oder die sexuelle Revolution gelebt, noch waren unsere Mütter ein uniformer Haufen. Es gab auch in der Generation der Mütter und Grossmütter – *meiner* Mutter und meiner Grossmütter, was für die jüngeren unter euch Gross- und Urgrossmütter bedeutet – es gab auch damals Frauen, die andere Ambitionen hatten als Kinder und Küche. Manche konnten sie ausleben, manche nicht. Denn frau muss die Frauenrechte immer auch als schichtspezifische Problematik sehen. Kinder und Küche waren für die Frauen der

Oberschicht nie ein ausreichendes Konzept, und die Versorgungsehe war für die Frauen der Unterschicht höchstens ein Gerücht.

Bürgerliche Frauen kämpften um den Zugang zu universitärer Bildung bzw. um ihre formale Anerkennung, wenn sie denn akademische Kenntnisse erworben hatten, proletarische oft ums nackte Überleben an Arbeitsplätzen, an denen sie noch mehr ausgebeutet wurden als ihre männlichen Kollegen.

Dennoch hatten sie auch gemeinsame Interessen bzw. waren von gleichen Einschränkungen betroffen: Sie durften nicht wählen. Sie konnten sich nicht wählen lassen. Sie waren als Ehefrauen per Gesetz verpflichtet, ihren Männern zu gehorchen. Was zeigt uns das? Es zeigt, dass es notwendig ist, gemeinsame Interessen zu erkennen und gemeinsam für sie einzutreten. Es zeigt uns aber auch, dass Diskriminierung nicht nur dann existiert, wenn sie uns persönlich betrifft. Auch wenn wir von diesem oder jenem Mißstand persönlich nicht – oder noch nicht oder nicht mehr – betroffen sind, müssen wir gemeinsam antreten, wenn sich was ändern soll. Solidarität ist, dass muss bei dieser Gelegenheit ebenfalls angemerkt werden, keine Einbahnstraße. Und ich habe ehrlich gesagt wenig Sympathie für Trittbrettfahrerinnen, die nur dann nach Frauensolidarität schreien, wenn ihnen die Unterstützung anderer Frauen ganz persönlich nützen würde, während sie sich ansonsten – mehr oder weniger öffentlich – sorgen, dass brutale Emanzen den Mann entrechten könnten.

Der Blick auf vorangegangene Generationen zeigt uns aber auch noch was anderes: Dass es nichts bringt, sich bloß auf dem Erreichten auszuruhen. Die Tatsache, dass es uns in mancher Hinsicht besser geht als den Altvorderen, ist kein Hinweis darauf, dass sich Verhältnisse von selber stetig verbessern. Es gibt keine natürliche Evolution in Sachen Frauenrechte. Den Frauen ist nicht plötzlich ein Stimmrecht gewachsen wie manchen Tieren ein Schwanz. Die Frauenrechte haben sich nicht von selbst entwickelt wie der aufrechte Gang. Jedes Stück Selbständigkeit, jeder Zuwachs an Rechten und Möglichkeiten musste mühsam erkämpft und zäh errungen werden. Und alles, was besser geworden ist, kann auch wieder verschlechtert werden.

Ich nenne euch ein Beispiel: Bis zur Familienrechtsreform, die in den Jahren 1975 bis '78 unser bürgerliches Gesetzbuch entscheidend veränderte, durften Mütter keine Entscheidungen über ihre Kinder treffen. Die Väter bestimmten die Schule, in die die Kinder gingen, die Väter unterschrieben den Paßantrag für die Kinder, die Väter mussten einverstanden sein, wenn die Kinder eine Lehre machen wollten.

Erst nach der Familienrechtsreform galt die Unterschrift der Mutter genauso viel wie die des Vaters. Die Unterschrift der *verheirateten* Mutter, wohlgemerkt. Denn noch bis in die 1980er Jahre hinein war die unverheiratete Mutter nicht automatisch Vormünderin ihres

Kindes. Vormund war das Jugendamt. Das prüfte, ob dem Antrag der Mutter, die Vormundschaft zu übernehmen, stattgegeben werden sollte.

Nun könnte man ja sagen, es ist vielleicht gar nicht so schlecht, wenn Eltern von hoffentlich kompetenten Stellen auf ihre elterliche Qualifikation geprüft werden.

Der Haken ist nur: von *Eltern* konnte in diesem Zusammenhang nicht die Rede sein. Nie wurde ein Familienvater – das *Familienoberhaupt* bis 1975 – auf seine Befähigung für diese Rolle getestet.

Warum erzähle ich euch das heute? Weil in Österreich gerade etwas diskutiert wird, was „automatische gemeinsame Obsorge beider Elternteile“ genannt wird. Auch getrennt lebende Väter, auch uneheliche Väter sollen mehr oder weniger selbstverständlich mit der gesetzlichen Obsorge für ihre Kinder betraut werden, so wird es gefordert. Natürlich behauptet kein Befürworter, keine Befürworterin dieser angestrebten Gesetzesänderung, es gehe dabei darum, die Mütter zu entmündigen. Vielmehr ist vom Wohl des Kindes die Rede, das ein Recht auf die Zuwendung beider Elternteile habe. Das klingt schön. Wer wollte einem Kind die liebevolle Fürsorge von Mutter und Vater verwehren? Stutzig macht allerdings, dass die Justizministerin erklärte, es sei nicht das Ziel, dass getrennt lebende Väter am Alltag der Kinder teilnehmen sollten; aber sie sollten auf jeden Fall ein Mitspracherecht bei wichtigen Entscheidungen haben.

Was würde das in der Praxis bedeuten? Vernünftige Kooperation auch zerstrittener Elternteile im Interesse des Kindes? Oder eine Wiederbelebung patriarchalischer Machtbefugnisse?

Die Antwort überlasse ich euch. Ich warne lediglich davor, die Rückkehr des Patriarchen durch die Hintertür für so ausgeschlossen zu halten, dass ihr euch eine Teilnahme an der Debatte erspart.

Zu glauben, schon unser Bewusstseinsstand bewahre uns vor dem Schicksal der Altvorderen, wäre gefährlich. Bewusstseinsmäßig hatten auch die Altvorderen durchaus was auf dem Kasten, trotzdem hat die alltägliche Realität sie immer wieder Rollenzwängen unterworfen. Familienarbeit. Hausarbeit. Finanzielle Abhängigkeiten. Eingeschränkte Verdienstmöglichkeiten. Und dazu viele kleine subtile Abwertungen, die erst einmal als solche erkannt werden müssen.

Vor kurzem lief in Österreich der englische Film „Made in Degenham“, auf deutsch mit dem irreführenden Titel „We want sex“, weil in einer Szene langsam ein Transparent entrollt wird, auf dem „We want sex equality“ steht. (Die Geschichte spielt 1968, die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* war damals noch nicht üblich.) Der Film behandelt den Arbeitskampf englischer Ford-Arbeiterinnen, die nicht länger schlechter



entlohnt werden wollten als Männer. Am Ende ist alles paletti. Die Arbeiterinnen setzen sich durch, 1970, erfahren wir, kommt es in Großbritannien zu einem Gesetz, das geschlechtsbedingte Lohnunterschiede aufhebt.

Wunderbar. Frau sitzt im Kino und freut sich. Was für Zeiten! Wie gut, dass jetzt alles ganz anders ist, in England und bei uns.

Äh. Gibt's denn keine Einkommensschere mehr? Oh doch. Es wird bloß nicht mehr zugegeben, dass Frauen weniger verdienen, *weil* sie Frauen sind.

Das Argument der Firma Ford lautete damals, in den 1960er Jahren, die Wirtschaft könne es sich nicht *leisten*, Frauen gleich gut zu bezahlen wie Männer. (Eine Begründung, mit der schon gegen die Abschaffung der Sklaverei in den amerikanischen Südstaaten gewettert wurde. Ohne Sklaven: Zusammenbruch der Wirtschaft. Das schien gewiss, jedenfalls für manche Kreise.)

Heute will *die Wirtschaft* keine *Neiddebatte* aufkommen lassen. (Erinnert ihr euch?

Neiddebatte! Ganz böse. Wenn dein Nachbar mehr an sich rafft, als ihm zusteht – ja nicht neidig sein. Der liebe Gott will dich selbstlos!)

Also: keine Neiddebatte. Deswegen nicht über Einkommensunterschiede reden. am Arbeitsplatz, in der Firma, in der wir beschäftigt sind. Bei Strafe verboten!

Nein. Wir können uns noch lange nicht zurücklehnen.

Wer sind *wir*? Wir hier in Österreich? In Europa? In den westlichen Industriestaaten?

Gerne werden wir darauf hingewiesen, dass unsere Sorgen geradezu lächerlich seien im Vergleich mit der Diskriminierung, die Frauen in anderen Teilen der Welt erdulden müssen.

Das Grundmuster solcher Einwände ist bekannt. Viele benützen es, die Anwendung geht so: Wenn jemand dich auffordert, ihm nicht mehr auf die Zehen zu steigen, dann kontere mit der Anschuldigung: „Ach, es geht dir also nur um deine Zehen? Die Klimaverschiebung ist dir egal?“

Nein, es geht uns nicht nur um unsere Zehen. Aber wir haben einen legitimen Anspruch, sie unversehrt zu wissen. Mit der Klimaverschiebung hat das nichts zu tun.

Soll heißen: Nein, es geht uns nicht nur um unser eigenes Befinden. Aber wir haben einen legitimen Anspruch, unsere Interessen zu wahren.

Wenn wir auf Einkommensgerechtigkeit verzichten, verbessert das die Situation der entrechteten, von Hungertod, von Genitalverstümmelung, von Steinigung bedrohten Frauen anderswo kein bisschen. Und wenn wir Einkommensgerechtigkeit für uns verlangen, heisst das nicht, dass wir uns für die anderen nicht stark machen können oder nicht stark machen wollen.

Ja, weltweite Solidarität ist verlangt.

Seltsamerweise wird sie uns ebenfalls oft zum Vorwurf gemacht. Unter Umständen von denselben Leuten, die uns mit Relativierungshinweisen den Wind aus den Segeln nehmen wollten.

Sobald wir Menschenrechte für Frauen auch dort einfordern, wo sie stark eingeschränkt sind oder überhaupt missachtet werden, gelten wir als Kulturimperialistinnen, die sich an respektablen Traditionen vergreifen.

Kurz gesagt:

Setzen sich Feministinnen für Geschlechtergleichstellung im eigenen europäischen Land ein, wird ihnen vorgeworfen, die massive Benachteiligung von Frauen anderswo lasse sie kalt.

Setzen sie sich für Frauenrechte weltweit ein, werden sie beschuldigt, sich unzulässig in fremde Kulturen und Traditionen einzumischen.

Beides darf uns nicht behindern und nicht bremsen. Frauenrechte sind Menschenrechte. Es gibt keine Menschenrechte light. Der Mensch, egal, ob männlich oder weiblich, hat ein Recht auf Selbstbestimmung. Menschen, egal, ob männlich oder weiblich, sollen das gleiche Recht auf individuelle Lebensentwürfe haben und gleiche Möglichkeiten und Chancen zu ihrer Realisierung.

Was will das Weib? Das.

Zum Schluss möchte ich - oh nein, ich möchte uns nicht ermuntern, uns auf unsere *weiblichen Stärken* zu besinnen. Wir kennen das. Immer wieder werden wir aufgefordert, uns unserer weiblichen Stärken zu erinnern. Auch Frauen fordern Frauen gern auf, sich kein Beispiel an männlichen Untugenden zu nehmen.

*Die Frau* – so stark, so zäh, so friedlich, so freundlich. Emotional intelligent. Sozial kompetent. Intuitiv begabt. Empathisch. Konfliktlösend. Diplomatisch. Teamfähig. Konsensfähig. Begeisterungsfähig.

*Frauen, ihr seid doch eh so toll. Freut euch doch an euren tollen Qualitäten, statt euch das Herz schwer zu machen!*

Na klar. Was nicht noch alles?

Wisst ihr was? Es gibt keine weiblichen Stärken. Es gibt nur menschliche Stärken. Und die verlangen wir auch den Männern ab.

Das wäre ja wohl noch schöner, wenn die Männer auf die Untugenden abonniert sein dürften, während wir das gute, das edle Kontrastprogramm auf die Beine stellen sollen.

Wir müssen nicht die besseren Menschen sein. Wir können gut sein und weniger gut, das ändert nichts an unseren Rechten.

Wir erheben Anspruch, ganz gewöhnliche Menschen sein zu dürfen, Charakterschwächen haben zu dürfen, sogar unsympathisch sein zu dürfen, und trotzdem nicht benachteiligt zu werden.

Mit diesem Vorsatz wünsche ich uns einen schönen Frauentag.